



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grimm,Hans: Die Einigung Südafrikas

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Einigung Südafrikas



Am 12. Oktober ist in Durban die erste südafrikanische Nationalversammlung zusammengetreten. Dreißig Abgeordnete der Parlamente der vier autonomen Koloniestaaten Kapkolonie, Natal, Dranjeflufkolonie und Transvaal haben in ihr Sitz und Stimme. Jeder einzelne hat nach bestem eignem Wissen und Gewissen zu urteilen. Kein Sondermandat wurde gegeben und empfangen, ausdrücklich jede Parteikontrolle entfernt. Passiv nahmen an den Verhandlungen, außer dem High Commissioner, die Gouverneure teil und drei Abgesandte des Chartered-Company-Landes Rhodesia. Zur Verhandlung steht etwas sehr Wichtiges: erwogen soll werden die beste Form der Einigung Südafrikas; und ist die gefunden, so soll auch gleich der Entwurf einer Verfassung des zukünftigen Staatswesens entstehen.

Denkbar ist, daß diese erste Nationalversammlung, die National Convention, ohne praktisches Resultat verläuft, aber das würde kaum andres bedeuten, als die Einberufung eines zweiten Konvents; denn die Buren, die in allen beteiligten Staaten, Natal allein ausgenommen, heute eine sieghaftere Majorität als je haben, wollen die Einigung nicht verschleppt sehen auf einen Tag, an dem sie vielleicht nicht mehr so mächtig sind.

Die zwei Möglichkeiten der Einigung sind Unifikation und Föderation, Einheitsstaat und Bundesstaat. Im Bundesstaat würden die Einzelstaaten in ein ähnliches staatsrechtliches Verhältnis zum Gesamtstaate gestellt werden wie bei uns. Sie würden ihre eignen Volksvertretungen behalten, aus denen heraus wiederum die Mitglieder zum Bundesparlament gewählt und entsandt würden. Der Einheitsstaat dagegen beseitigte die politischen Grenzen der Einzelstaaten völlig, stieße ihre Parlamente um und ließe aus der Masse seines Volkes heraus ein neues Parlament wählen, dem die Regierung des Gesamtstaates bis in die Provinz- und Grasschaftsfragen hinein obliegen würde. Vorsehen ist, daß bei der enormen Ausdehnung des Landes, den zum Teil völlig

mangelnden Verbindungen in dem 500 000 Quadratmeilen großen Territorium, das nur mit fünf Millionen Menschen, Schwarze eingeschlossen, besetzt ist, das Bundesparlament der bestmöglichen Verwaltung wegen, ja um überhaupt die Verwaltung zu ermöglichen, neue praktische Provinzialgrenzen schaffen kann. In diesen Kunstprodukten von Provinzen mag dann sehr wohl ein Institut wie etwa die Provinziallandtage eingerichtet werden. Bei den durchaus heterogenen Verhältnissen des Subkontinents ist eine solche Neubildung fast eine *conditio sine qua non*. Eine rein zentrale Regierung wäre in diesem Lande des pedantischen Freiheitseifers ohnehin in den ersten Jahren so viel Angriffen gekränkter Landesteile ausgesetzt, daß sie sich, um überhaupt dauern zu können, wenigstens die gefährlichsten und bissigsten aller menschlichen Leidenschaften, Parochial-ärger und Parochialhaß, vom Halse halten muß.

Für Unifikation plädieren der Premierminister der Kapkolonie und hinter ihm und mit ihm die größte Masse der Afrikaner (oder Buren, um verständlich zu sein) in der Kapkolonie; in Orangia und Transvaal hat die Unifikation unter den Afrikanern schon weniger Anhänger, wenn auch immerhin ihre Anzahl nicht klein ist.

Die Vorsechter für Föderation sind namentlich die angelsächsischen Afrikaner, unter ihnen das ganze Land Natal, das überhaupt dem Einigungsgedanken aus leicht begreiflichen Gründen eine nur sehr temperierte Liebe entgegenbringt. Den englischen Afrikanern (den „Colonials“) schließen sich die Stockbriten an, soweit sie Neigung oder Beruf in Südafrika festhält, und sie sich überhaupt darüber beruhigen können, daß die Buren wieder soviel mitzureden haben, wobei sie vergessen, daß eben dies die Friedensbedingung war, die den Krieg vor sechs Jahren beendigte.

Die partikularistischen Afrikaner halten ebenso fest an der Föderation, und das scheinen auch die 18 000 deutschen Kapuntertanen zu tun. Die internationalen Mineninteressenten dagegen neigen in der Majorität zur Unifikation. Erwähnt muß werden, daß viele Anhänger der Föderation nicht Gegner der Unifikation sind, im Gegenteil sagen: „Unser endliches Ziel ist die Unifikation, aber wir wollen schrittweise voran. Entscheiden wir uns zur Unifikation, dann kann diese plötzliche Vorwärtswicklung, die allzuviel des Künstlichen und Gewollten in sich trägt, plötzlich einen solch gefährlichen Abgrund vor uns auftun, daß der ganze hübsche Einheitsgedanke, dem ohnehin von allzuviel theoretisch präparierter Nahrung die Beine nicht zu stark sind, an uns vorbei ins Loch fällt. Mit der Föderation wachsen wir hinein in die Unifikation.“

Wenn man gern zugibt, daß bei einem Mißerfolge der Unifikation das nachträgliche Aufnehmen des föderativen Gedankens ausgeschlossen erscheint, muß man doch lächeln über die Opportunisten, die das übermäßige Beharrungsvermögen von Engländern und Holländern so unterschätzen, daß sie meinen, nach etwa zwei oder drei lustigen Erfolg Jahren könne man ohne weiteres die föderative Halbbratstation verlassen, um den Marsch zur völligen Einheit anzutreten.

Die Freunde der Unifikation erklären, nicht nur weil sie amerikanische, schweizerische und deutsche Geschichte gelesen haben: „Das Element, das eine Föderation zusammenhält, ist die Gefahr von außen.“ Sie führen aus, daß dem südafrikanischen Bundesstaat eine solche Gefahr nicht droht und drohen wird; dabei wird mit dem Schlagwort der Pax Britannica gespielt, was nicht nötig ist. Die Schlußfolgerung lassen sie ihre Hörer ziehen, und doch wäre es ihnen eigentlich nötig, sich viel negativer auszudrücken, wenn man nicht, wo englische Art und Weise zu Hause ist oder dem öffentlichen Leben die Richtungslinien gegeben hat, an die Zuckerhüllen gewohnt wäre. Der richtige Einwurf lautete etwa: So gewaltig türmen sich die Schwierigkeiten auf, weil die Interessen der Einzelstaaten fast feindlich sind, daß ein Bund, aus dem heraus nicht alle Augen auf einen jeden Einzelstaat zugleich angreifenden äußern Feind gerichtet wären, notwendig sich und alle Teile in der gewaltigen Glut- hitze innerer Reibungen verzehren müßte.

Die Schwierigkeiten sind mannigfacher Natur. Sie beginnen für den unbeteiligten Beobachter fast mit Lappalien. Gefritten wird, welche Landeshauptstadt Reichshauptstadt werden soll. Wie diese Frage, die in einem gänzlich verarmten Lande, wo das Interesse des einzelnen nur auf den persönlichen Gelderwerb gerichtet ist und sich in ihm erschöpft, und wo soziale Instinkte den Individuen fast fehlen, immerhin durchaus aufregender wirkt, als das sonst möglich wäre, sind auch die meisten andern Streitfragen solche, die Pound, Shilling und Pence der Städte und Interessengruppen sehr stark berühren. Eines jeden Herz hängt am Gelde, der Brite aber, Kaufmannsnatur durch und durch, die, sobald es aus freien Stücken geschieht, splendor sein kann als irgendeine andre, haßt keinen Appell mehr, und keiner findet in seinem Herzen unangenehm Widerhall als der an seine Börse. Die Afrikaner sind die letzten, die ein Titelchen ihres Besitzes aufgeben würden, und Opferwilligkeit ist ihnen zu allen Zeiten fremd, ihnen fehlt der kaufmännische Blick voraus für die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Folgen, die sie freilich als Ackerbauer, Beamten und Pastoren unmittelbar gar nicht zu tragen hätten. Ihre Sorge gilt deshalb zumeist den Hemmnissen der Einigung, die ganz allgemein als die bedeutendsten angesehen werden müssen, die nicht durch Opferwilligkeit beseitigt werden können, nicht die Sache einzelner Klassen, sondern die eines jeden und aller sind, nämlich der Eingebornenfrage, der Stimmrecht- und (mehr versteckt) der Rassenfrage.

Es ist kein Zufall oder persönliche Liebhaberei, daß gerade der Premierminister der Kapkolonie ein eifriger Verfechter der Unifikation ist und der Föderation ablehnend gegenübersteht. Der Mann, der über ein Menschenalter im öffentlichen Leben steht, weiß, daß das Kapland als ältester und — in unserm Sinne — historisch gewordener Staat in Südafrika die größte Masse von Schwierigkeiten oder gefährlichen Reibflächen in eine Föderation hineinbringen müßte, weil er die schärfsten und am schwersten zu verwischenden Eigenzüge hat. Schon heute sind diese Eigenzüge bei den drei andern

Staaten recht wenig beliebt. Das unglückliche Jamesonministerium mit seinem wohlmeinenden Chef und seinem in dessen beständiger Abwesenheit meist schwagenden Vizechef, dem Clown und Maulhelden Smart, hat keine Dummheit und Unfähigkeit unversucht gelassen, das Kap mißachtet zu machen. Bei einer Föderation würde das Kap durch die Masse der Bevölkerung, denn die Hälfte der Bewohner von ganz Südafrika sind dort ansässig, notwendig einen sehr großen Einfluß auf die Leitung und das Geschick des Gesamtstaats erlangen. In dem Augenblick aber vollzöge sich bei den andern Staaten und ihren Bürgern ganz menschlich der Umschwung von der Geringsachtung zum Haß, und der Treppenwitz der Weltgeschichte hätte sich erfüllt, daß der lang-ersehnte Bundesstaat der George Grey, Rhodes und Krüger nur eine recht sichtbare Bühne geliefert hätte für ein ganz besondres Pandämonium der Zwietracht. Bei der Unifikation lägen die Verhältnisse anders; um das zu verstehen, muß man von den noch bestehenden Zuständen Europas und Deutschlands im besondern absehen, wo fast alle Stunden weit eines andern Gaaes Grenze läuft mit besondern Menschen, die wieder besonders denken und reden. Südafrika ist noch zu nahe der Völkerwanderung, aber fast schon zu weit in die Neuzeit hineingerückt, als daß es Resultate lokaler Selbsttätigkeit an seinen weißen Bewohnern überhaupt zeigen könnte. Gewiß gibt es südafrikanische Typen, wenn man genau zusieht eigentlich drei, oder wenn man weiter greift, fünf. Da sind die Afrikaner (Buren, die Kolonisten holländischer, hugenottischer, deutscher Abkunft), die englischen Afrikaner (die Kolonisten englischer Abkunft), die Briten, die sich vorübergehend im Lande aufhalten und durchaus von den englischen Afrikanern getrennt zu halten sind und sich nicht eins mit ihnen fühlen, die Ausländer (deutsche Mineninteressenten semitischen Ursprungs usw.), schließlich die deutschen Afrikaner (Farmer und Kleinhändler, die den verschiedenen rein deutschen Siedlungen entwachsen).

Aber diese Typen sind nicht örtlich begrenzt. Vom Tafelberg bis an den Limpopo, ja bis an den Sambesi und von Mafeking bis nach Durban sitzen sie, und wenn einer Tage und Wochen unterwegs ist, trifft er immer wieder auf die gleichen Menschen, nur daß etwa die Verhältniszahlen in den verschiedenen Städten und Orten verschieden sind. Wenn Kapland als Staat etwas historisch gewordenes ist mit historisch gewordenen Grenzen, und dasselbe natürlich — a distinction with a difference — gelten muß von Transvaal, Orangia und Natal, so haben doch die trennenden Linien für das Volksgefühl kaum eine andre Bedeutung als etwa die Formen und Normen, die durch eine Vereinzugehörigkeit gegeben werden. Hüben und drüben sitzen Afrikaner, hüben und drüben englische Afrikaner, und Blut ist dicker als Wasser, und Afrikaner hüben und drüben stehen sich untereinander nun einmal näher als Afrikaner und Afrikaner im gleichen Koloniestaat.

Bleibt man bei dem Vereinsvergleiche, der der verständlichste ist, so sehr er hinkt, so wird man auch zugeben, daß es bei vier rivalisierenden Vereinen, die zur Erreichung eines gemeinsamen großen Ziels eine Zentralorganisation

schaffen müssen, weniger gefährlich ist, wenn sich diese Vereine völlig verschmelzen, als wenn bei einer Sonderexistenz die Gelegenheit zu zentrifugalen Bestrebungen immer wieder eifrig ergriffen wird. Die Interessengruppen, die sich nach der Verschmelzung bilden, bringen kein steriles Erbe mit sich, ihre Basis ist die nicht mehr diskutabile Einheit, und Parteibildung ist nötig, wenn das Staatsleben nicht verknöchern soll.

Das Verlangen aller Staaten nach der Hauptstadt ist schon erwähnt worden. Geschichtlich hat ohne Zweifel das Kap das älteste Anrecht darauf, wie die Kapstadt neben ein paar holländischen Landstädtchen überhaupt die einzige weiße Siedlungsstätte in Südafrika ist, in der den Wandernden ein bißchen Ehrfurcht vor dem Gewordenen antommen kann. Durban, das schöne nennen es viele, ist vornehmer, tropischer und im Sommer ungesünder; die wenigsten werden seine Wahl unterstützen. Am zentralsten liegt Blomfontein, farblos und reizlos mitten im dürren alten Freistaatsveldt; es wäre recht ein Platz für ein ganz verschlafnes, entwicklungsfeindliches Burenregiment. Aus jedem frischen Gedanken, der über See von Europa käme, wo doch alle Gedanken herkommen müssen, wäre Saft und Kraft weggetrocknet, ehe die entsetzlich langsame Bahn ihn hinaufgeleucht hätte an die „Blumenquelle“. Aber wenn sich drei Starke nicht einigen können, wählen sie oft den vierten schwächsten zum König, und zu allen Zeiten war Blomfontein die neutralste Stadt. Johannesburg und Pretoria? Johannesburg ist die lebendige Stadt, in vieler Beziehung eine gar nicht afrikanische Stadt, aber von den Minen und ihrem Einfluß soll die Zentralregierung so weit wie möglich weg. Kimberley kommt überhaupt nicht in Frage. Gegen Kapstadt führt man an, es sei einem feindlichen Angriff zu sehr ausgesetzt.

Ein südafrikanischer Zollverein hat schon bestanden und bestand noch bis zum Ende vorigen Jahres. Man wird sich von neuem einigen können. Wirklich zu schützen hat das Kap nur seine von geradezu kindischen Prinzipienreitern verschriene Wein- und Branntweinindustrie und Transvaal seinen Tabakbau. Ein gutes und kluges Schutzollsystem könnte überall zur Gründung von Fabriken führen; bis jetzt war der Grundsatz im Zollwesen fast nur der, den Staaten Einkünfte zuzuführen. Das meiste Geschrei wird bei der Neuordnung der Dinge um den Wein und Branntwein des Kaps erhoben werden. Die Produzenten sitzen mit Kellern voll von gutem Weine und durchaus nicht schlechtem Weinschnaps da bei verschlossenem Absatzgebiet und müssen verhungern, wenn das so fortgeht. Bis jetzt bestand für alle Alkoholprodukte noch eine Zwischenstaatssteuer, und um diese werden die urmächtigen Temperenzler, die Natalrumbrenner und die Kapweinfarmer kämpfen. Erschwert wird die Einigung durch die in allen Staaten verschiedene und vielfach mit der Zollerhebung verquickte Spiritsteuer.

In der Hafenfrage und der eng mit ihr verbundnen Eisenbahnfrage bringt die Kapkolonie schon im eignen Hause streitende Parteien mit. Von je haben die Häfen Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Durban und

Delagoabai konkurriert im Handel mit den Inlandstaaten Transvaal und Freistaat, sich aber seit der Gründung und dem Aufschließen der Minenstadt Johannesburg im Jahre 1885 besonders bemüht, den Transitverkehr dieser Stadt zu erhalten. Kapstadt, das wohl Europa am nächsten lag, räumlich aber am weitesten vom Inlande getrennt war, schied bald für alles andre als den Personenverkehr aus. Port Elizabeth hielt sich lange, mehr durch die Tüchtigkeit seiner Kaufleute und die frühe hohe Blüte seines Handels als durch seine geographische Lage. Durban und Delagoabai aber erwiesen sich als örtlich dem „Kande“ näher, und sie nahmen der Kapkolonie immer mehr vom Durchgangsverkehr ab. Um ihn nicht ganz zu verlieren, warf diese sich auf ihre kürzeste Eisenbahnlinie von der See in das Innere, auf die von East London ausgehende. Sie drückte auf ihr die Raten per Tonne so sehr hinunter, daß sie denen von Durban aus gleichkamen. East London wurde der „Fechthafen“ (Fighting port), dadurch verblieb dem Kap wohl ein Teil des Handels, der sonst an Durban gefallen wäre, aber Port Elizabeth wurde neidisch auf East London. Heute liegen die Verhältnisse so, daß Transvaal, das am billigsten über Delagoabai importieren kann, obgleich dieser Ort einem Fremdstaat angehört, nicht Natal und dem Kap zuliebe höhere Frachten zahlen will; Natal, dem die Energie des ganzen Volkes den ausgezeichneten Hafen Durban geschaffen hat, will den nicht zum Besten des Kaps geopfert sehen; umgekehrt aber will das Kap mit seinen drei rivalisierenden Häfen, die schwere Opfer gekostet haben, nicht dauernd etwas an Natal abgeben und dafür einen nur größeren Kampf im eignen Hause eintauschen. Tatsächlich hat Südafrika zuviel an seinen vier großen Häfen und Bahnlinien (von Delagoa und der Delagoalinie überhaupt abgesehen), und da der Einheitsstaat doch auch Gesehenes und Bestehendes nicht ignorieren kann noch über Revenüen verfügen wird, die einen beständigen Aufwand an großen Unterhaltungskosten ohne Verzinsung gestatten, findet selbst er ein unendlich schwieriges Problem vor. Ein nur föderativer Staat könnte es nie lösen.

Was die direkten Steuern angeht, so wird man sich leicht verständigen. In dieser Richtung hat man bisher in Südafrika wenig getan und hat um so mehr aus den indirekten Steuern herausgeschlagen, die Handel und Wandel oft schwer geschädigt haben. Die Männer des Handels und Wandels aber sind nie gehört worden. Die Farmer einerseits und die Mineninteressenten andererseits, in deren Händen das Regiment abwechselnd ruhte, haben immer dafür gesorgt, daß ihre Sphären möglichst steuerfrei blieben. Erst jetzt hat man am Kap unter dem Druck der Verhältnisse angefangen, die direkten Steuerschrauben etwas anzuziehen. Daß man den Farmer wieder schonte, ist nicht so unrecht, wie es scheint, denn für Südafrika bedeutet er das einzige wirklich staatserschaltende Element, alles andre fast gehört im guten oder weniger guten Sinne zum Glückrittertum, das kommt und geht, am liebsten geht und etwas mitnimmt, und sich im Herzensgrunde den Teufel um des Landes Zukunft kümmert. Fast jeder, der mit den Minen zu tun hat, ist

dieser Klasse einzureihen, und die Minen haben bis jetzt das Land eigentlich nur ausgebeutet, direkt nichts dafür geleistet, sondern im Gegenteil, sie sind schuld an allen unaufhörlichen Wirrnissen, an allem Blut, an allem Elend. Südafrika ist das reichste Gold- und Diamantenland der Erde, in dem reichsten Gold- und Diamantenland ist heute, schon nach der großen fünfjährigen Abwanderung, durchschnittlich jeder fünfte Mann ohne regelmäßiges Einkommen. Das Kap ist am Rande des Staatsbankrotts. Mit einer neuen Steuerpolitik wird eine neue Minenpolitik Hand in Hand gehen müssen.

Sieht man ab von den kleinern Parochialdifferenzen, so ist das den Einigungsbestrebungen gefahrdrohendste Element die Eingebornenpolitik der verschiedenen Staaten. In den vier Staaten zusammen kommen auf je einen Weißen etwa drei bis vier Eingeborne. Wenn es auch unsinniges Gerede ist, daß sich diese vier ganz verschiedenen Farbigen je zusammenschweißen lassen würden, um dem einen Weißen zu Leibe zu gehen, so liegt die enorme Bedeutung der einheitlichen Behandlung einer solchen Masse, die sich unter dem Schutze der Weißen im Frieden noch in viel größerem Verhältnis vermehrt als das Herrenvolk selbst, auf der Hand. Am Kap haben die Farbigen bekanntlich Stimmrecht, sofern sie ihren Namen schreiben können und im Besitze eines Wertes oder Vermögens von 60 Pfund Sterling in irgendwelcher Form sind oder ein ganz kleines bestimmtes regelmäßiges Einkommen haben. Eine sehr bedeutende Zahl erfüllt diese Bedingungen, und sie wächst von Jahr zu Jahr. Seinen Namen lernt bei dem von den Parteien dazu eingerichteten Unterricht ein Analphabet hinzeichnen, des Besitzes von Vieh im Werte von 60 Pfund Sterling kann sich wohl jeder verheiratete Kaffer rühmen. Weder Natal noch Transvaal und Orangia haben sich zu dem Unfuge bereitfinden lassen, ihren Farbigen das erste bürgerliche Ehrenrecht zuzuwenden, dem jetzt noch zwei Drittel aller Germanen kaum ein rechtes Verständnis entgegenbringen können, geschweige denn Bantus und Hottentotten, deren ganze Eintagskultur nicht mehr als ein Nachplappern sein kann. Mit stillem Zorn und mit Verachtung sehen die drei Kolonien auf das Unwesen, das ihnen zugebracht werden soll. Dabei sagen sie: „Ganz abgesehen davon, daß uns eure Eingebornenpolitik zunächst widerstrebt, verschiebt diese Stimmfrage eurer Eingebornen die Verhältniszahlen der Wähler in den Kolonien. Die unendlich fruchtbare schwarze Wählerschaft wird es euch einmal möglich machen, uns durch die berühmte kompakte Majorität an die Wand zu drücken.“ Hier berührt sich die Eingebornenfrage eng mit dem Problem der Vertretung der einzelnen Teilstaaten bei der Gesamtregierung. Ein Vorschlag ist in der Hinsicht schon vom Kap gemacht worden. Die Mehrheit der Kapbürger sähe wohl überhaupt gern, daß den Eingebornen das Stimmrecht entzogen würde, aber da fürchten sich die beiden politischen Parteien im Parlament voreinander. Die Progressiven werden den Antrag nicht wagen, und der Bond auch nicht, weil beide die schwarze Hilfsstellung bei den Wahlen brauchen; und welche von beiden Parteien sich immer zum Handlanger des Gesamtwillens machen ließe, die andre träte augenblicklich

mit tönenden Reden hervor als Vorkämpfer der Schwarzen und gewänne die Schwarzen für alle Zeit — *vae victis* dann in der Zukunft. Das ist für die Rassen überhaupt die ganze Bedeutung des Stimmrechts, daß sie lernen und sich daran entzücken, Weiß gegen Weiß auszuspielen. Die Engländer, nicht die Holländer, haben eine gewaltige Sünde gegen die Kultur begangen, als sie ihren Missionaren, der ganzen Livingstoneapostelei und Exeter-Hall-Stimmung nachgaben. Freilich, man hoffte damals wohl, sich bei den Wahlen Stimmen gegen die Holländer geschaffen zu haben. Man irrte sich. Über die Eingebornenfrage spricht am Kap offenerherzig aus dem angegebenen politischen Grunde niemand gern. Missionare und Missionsfreunde aber versichern dafür dem übrigen Südafrika um so lauter, daß nicht Träumern zuliebe einst den Farbigen das Stimmrecht vom Kap gewährt sei, sondern daß man etwas mit Grazie hingegeben habe, was dem lebendigen Ansturm eines Volkes nicht mehr vorzuenthalten war. Dazu lachen die Buren in Transvaal und in Drangia grimmig.

Die Vertretungsfrage im Zukunftsparlament ist schon erwähnt worden, auch der Umstand, daß die Hälfte der Gesamtbevölkerung am Kap ansässig ist. Um gleich von vornherein den Schwesterkolonien den Verdacht zu nehmen, daß das Kap versuchen werde, zu dominieren, um seine Eingebornenpolitik schmachhaft zu machen und den erwähnten Einwurf der andern zu entkräften, hat das Kap einen eigentümlichen Kompromißvorschlag gemacht: nicht die Kopfszahl der Wähler in den bestehenden Einzelstaaten soll bestimmend sein für die Wahl der Abgeordneten zum Gesamtparlament, sondern Gruppen sollen gebildet werden, d. h. das Gesamtland soll zerfallen in dreißig Bezirke, von denen zwölf dem Kap, acht dem Transvaal, fünf Natal und Drangia zugehören und drei Rhodesia, wenn sich das später anschließen sollte. Jede Gruppe oder jeder Bezirk soll fünf Abgeordnete entsenden, und zwar soll das Wachsen oder Abnehmen der Bevölkerung eine Verschiebung oder Veränderung der Bezirke nicht nach sich ziehen.

Von einer Schwierigkeit, der allerältesten und ewig jungen Südafrikas, der Rassenfrage unter den Weißen, spricht niemand; kommt man ihr einmal nahe, so versichert man sich gegenseitig, sie bestünde gar nicht. Sie besteht natürlich; an dem Tage, wo sie wirklich aufgehört hat zu sein, ist Südafrika unabhängig. Wohl aber ist wahr, daß schon heute die stille statutenlose namenlose Partei im Lande die stärkste ist; sie hat aus den dreijährigen Kriegen ihre Folgerungen ruhig gezogen, angenehme oder bittere. Diesem Bunde der Geister gehören die Jungburen an, die über Krüger hinaus kennen gelernt haben, daß der englische Afrikaner eine unauslöschliche Macht im Lande ist, und daß man mit ihm zusammengehen muß, wenn die „Vereinigten Staaten von Südafrika“ zustandekommen sollen. Dem Bunde gehören englische Afrikaner an, die über Milner hinaus verstanden haben, daß der Bur unausrottbar und wurzeltärker als jeder andre Weiße in Südafrika ist, und daß

es klüger ist, sich mit ihm zu vereinigen, um mit ihm gemeinsam zu herrschen. Aus diesem Bunde heraus wächst die englisch-holländische, die holländisch-englische Afrikanernation mit deutschem Einschlag. Weder englisch noch holländisch noch gar deutsch wird das junge Staatswesen sein, sondern eben afrikanisch. Aus dem Bunde heraus ist der Einheitsgedanke gekommen, und der wird im Einheitsstaat oder im Bundesstaat nach einem, längstens nach zwei Jahren praktische Gestalt gewonnen haben.

Wir Deutschen freuen uns an allem werdenden; wir, die wir so hart um eine Wiedergeburt selbst gerungen haben, gönnen sie besonders den so sehr von uns mißverstandnen Buren, für die wir ohne Rücksicht auf unsern politischen Nutzen viel Empfindung verschwendet haben. Wir bewundern die fast übermenschliche Realitätspolitik ihrer Jungmannschaften, weil ein so kühles, kluges und verbissenes Niederkämpfen aller und jeder Sentimentalität nach einem Kriege uns Träumern unmöglich wäre.

Doch solche törichte Träumer sind wir nicht, daß wir dächten, diese in der Bildung begriffnen „Vereinigten Staaten“ da unten würden uns Deutschen freundlich sein. Um Engländer und Buren abzuschrecken, hat es nicht des Kaisergesprächs bedurft, worin versichert wird, daß die Majorität des deutschen Volkes England feindlich sei, und daß der Herrscher einen Kriegsplan gegen die Buren selbst entworfen habe. Die praktischen Gründe für die Abneigung gegen Deutschland sind weniger zufällig.

Africa for the Afrianders ist ein alter Schlachtruf. Ist der Einheitsstaat erst gebildet, dann wird er Deutschland und Portugal stark in die Ohren klingen. Weder die holländischen Afrikaner noch die englischen Afrikaner sahen Deutschland freudig in Südwestafrika erscheinen, und bevor die Engländer den Union Jack über den „Vereinigten Staaten von Südafrika“ einholen lassen, werden sie nachhaltigst versuchen, dem neuen südafrikanischen Patriotismus eine ihnen erfreuliche und „englische“ Wendung zu geben. Sie haben ganz recht, jeder hat von seinem Standpunkt recht. Hans Grimm



Die Fahrkartensteuer und ihre Reform



ur Reichsfinanzreform des neuen Herrn Staatssekretärs des Reichsschatzamtes gehört auch die Abschaffung der Fahrkartensteuer. Wennschon die Aufhebung einer bestehenden Steuer eine ganz ungewöhnliche Maßnahme an und für sich ist, so wird sie fast unverständlich bei einer so ungünstigen Finanzlage, in der sich das Reich und mit ihm die Bundesstaaten befinden, und bei dem Widerwillen der einzelnen Interessenten beim Vorschlag einer neuen Steuer. Es sei